

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die blonde Drossel.

Roman von E. Fahrenow.

(Fortsetzung.)

„Na,“ rief Therese, „Sie sind doch sonst so ungemein vernünftig, Kind. Das ist doch klar, daß ich so etwas nicht verlauten lassen darf. Frau Ulrich würde denken, daß sie eine heimliche Kunststreicherin ins Haus nehmen soll.“

„Es ist wahr,“ murmelte Ruth, „ich werde darauf verzichten müssen.“

„Sicher. Aber es steht Ihnen doch frei, die Stelle gar nicht anzunehmen. Bleiben Sie bei Otter, dann sind Sie natürlich viel freier.“

„Nein, nein, ich will ganz gern zu Frau Ulrich. Ich weiß nicht, wie so, kann es wenigstens nicht ganz klar ausdrücken, aber alles, was Sie mir von ihr erzählt haben, spricht so herzlich zu mir. Wenn ich ihr gefalle, dann sage ich zu.“

„Gut, meine liebe Ruth. Dann essen Sie morgen bei Frau Ulrich Abendbrot. Ich sollte fragen, ob Sie um sechs Uhr, nach Geschäftsschluß, hinkommen wollen.“

So ward es abgemacht, und Ruth schlief in dieser Nacht zum erstenmal, seitdem sie in Berlin war, unruhig und träumte sonderbares, wirres Zeug. Sie sah immer Hermann mit einem Schwerte in der Hand auf einem Steinsokkel stehen. Und sie wußte dennoch, dies war nicht etwa Hermann der Cherusker, sondern Mikow, der Widlingentour, ihr heimlicher Schatz.

Am nächsten Abend um halb sieben stand sie in der hellen Diele in Frau Ulrichs Haus und blickte sich mit Herzklopfen um. Sie konnte nicht ahnen, daß noch stärkeres Herzklopfen die stattliche, grauhaarige Frau empfand, der man soeben ihre Ankunft gemeldet hatte.

„Daben Sie dem Fräulein geholfen, die Sachen abzulegen?“ fragte sie das Stubenmädchen.

„Ja, gnädige Frau, sie hat abgelegt; soll ich die Dame hier hereinführen?“

„In das Blumenzimmer, Marie.“

Ein schräger Sonnenstrahl fiel durch den Erker in das große, trauliche Gemach, als Ruth über die Schwelle trat und einige Schritte auf die hochgewachsene Matrone zu tat.

„Mein eigen Fleisch und Blut!“ klang es Frau Ulrich durch Herz und Sinn, als das schlanke, schöne Geschöpf sich ihr näherte. „Guter Gott, welch großes Glück für mich! So wie sie aussieht, so kann ja nur ein liebes Kind sein!“

Etwas von diesen warmen, mütterlichen Gedanken mochte in den klaren Augen liegen, die so frisch leuchteten wie die einer Jungen.

Die große, aber durchaus nicht häßliche Hand streckte sich Ruth entgegen, und die sonore Stimme sprach:

„Das ist also Fräulein Ruth Stockton? Seien Sie mir willkommen, liebes Kind. Nun wollen wir uns ein wenig kennen lernen, nicht wahr?“

Sie hatte Ruths zierliche Hand in der ihren behalten und führte sie zu einem Sessel hin, der schräg vor dem Blumenplatz stand. Der Papagei schlug sanft mit den bunten Flügeln, sagte aber nichts, und Frau Ulrich wies auf ihn hin:

„Sehen Sie, das war nun mein einziger Gesellschafter in diesem großen Hause. Es war mir zu einsam geworden so nach und nach. Und deshalb möchte ich mir gern eine junge Gefährtin nehmen. Schwer sollen Sie es bei mir nicht haben.“

„Gnädige Frau,“ murmelte Ruth, die sonderbar gerührt war, „Sie sind so sehr freundlich. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen genügen werde. Ich war ja noch nie in Stellung.“

„Ich weiß. Und das betrachte ich als einen Vorteil. Ich hätte mir nie eine berufsmäßige Gesellschafterin nehmen mögen. Nur ein offenes, fröhliches Wesen wollte ich neben mir haben. Ich hatte mir immer eine Tochter gewünscht, und nur das, was ich von einer Tochter erwarten würde, möchte ich von Ihnen geleistet haben.“

„Das wird nicht schwer sein.“

„Nun, ich bin vielleicht gar nicht so einfach zufrieden zu stellen, wie Sie denken. Ich wäre zum Beispiel enttäuscht, wenn Sie ungleicher Stimmung wären, oder Empfindlichkeit zeigten, oder wenn Sie erwarteten, eine vornehme Dame mit allerlei Feinheiten zu finden. Das bin ich nicht. Ich bin eine ganz einfache Frau.“

„O, ich fühle, wie Sie sind!“ rief Ruth. „Aber was mich betrifft, so kann ich nicht viel mehr sagen, als daß ich gelernt habe, niemals empfindlich zu sein. Ich habe bis vor kurzem bei meinem Vater gelebt, und er war sehr leicht gereizt und heftig. Ich glaube, Launen habe ich nicht.“

„Und hauswirtschaftlich sind Sie erfahren?“

„Ich habe unsern kleinen Haushalt allein besorgt, das ist alles. Einen sehr großen Haushalt zu leiten, das erfordert gewiß mehr Erfahrung.“

„Ist nicht nötig, ich meine nur so ein bißchen Haushaltertätigkeit. Und musikalisch sind Sie auch, wie ich durch Herrn Verber hörte; ein wenig vorlesen wird Sie nicht anstrengen, und an die frische Luft werden Sie genügend kommen. Sehen Sie, dort unten liegt unser Garten.“

Ruth hörte es wohl, daß sie sagte „unser“ Garten. Das war, als sei sie bereits im Hause und gelte als Familienmitglied.

Eine rajche Dankbarkeit quoll in ihr auf, und sie mußte sich zusammennehmen, um nicht lebhaft diesen Empfindungen Ausdruck zu geben. Aber ein heller Ausdruck in der Bewunderung entfuhr ihr doch, als sie hinunterblickte in den ausgebeuteten, parkartigen Garten, der hier einen so großen Lugus bedentete.

„Wie schön, wie wunderschön!“ rief sie aus. „O, gnädige Frau, wenn ich früh aufstehen dürfte und dort in dem Garten herumgehen, bevor Sie auf sind! Das wäre ja eine Vorfreude für den ganzen Tag.“

„Ich kann Ihnen nicht versprechen, spät aufzustehen,“

lächelte Frau Ulrich, „aber trotzdem können Sie stets allein im Garten sein, soviel Sie wollen. Ich verstehe das sehr gut. Wer die Natur wirklich liebt, der ist auch am liebsten allein in ihr, oder doch mit stillen Deuten zusammen. Uebrigens werden Sie am Tage stets mehrere Stunden für sich allein haben. Ich ruhe nachmittags ziemlich lange.“

In ihrer schlichten, natürlichen Art sprach sie weiter zu Ruth, führte sie durch die Wohnung, zeigte ihr auch die beiden Gastzimmer, und berührte zuletzt auch die Gehaltsfrage, die sie in freigebigster Weise ordnete.

Ruth war fast betroffen.

„Aber gnädige Frau, das ist zuviel,“ sprach sie. „Ich soll doch gar nichts Rechtes leisten, und ich werde gar nicht wissen, wofür ich ein so hohes Gehalt bekomme.“

„Sparen Sie es, Kind, fangen Sie ruhig an, ein wenig zu sparen. Eines Tages werden Sie sich doch verheiraten, und dann ist es für ein junges Mädchen sehr angenehm, wenn sie etwas Eigenes besitzt.“

Forschend ruhten bei diesen Worten Frau Ulrichs Augen auf Ruths feinem Profil. Und sie sah, daß eine helle Röte über die lichten Wangen zog, und daß der frische Mund wie zu einem Geständnis sich öffnete.

Ruth schwankte. Mußte sie gleich sagen, daß sie heimlich verlobt war?

„Ich brauche es nicht,“ dachte sie, „das ist doch meine allerprivateste Angelegenheit.“ Und während sie es dachte, sprachen ihre Lippen:

„Ja, eines Tages gedente ich zu heiraten. Aber es hat noch lange Wege bis dahin.“

Frau Ulrich freute sich. Ehrlich war also dieses anmutige Kind; sie hatte fast erwartet, daß sie ein wenig verstedt oder verschlossen sein werde, denn ihr Bruder hatte sie nie durch Freimut ausgezeichnet.

„Gut, gut,“ sagte sie, „es ist nichts natürlicher, als daß Sie jemand lieb haben! Das ist aber auch ganz Ihre eigne Sache. Wenn es soweit ist, daß Sie sich verloben wollen, dann sagen Sie es mir ruhig, und dann können Sie in meinem Hause Ihren Verlobten empfangen.“

„Sie sind wirklich außerordentlich gütig,“ murmelte Ruth. Sie wußte, dieser Frau würde Kurov sicherlich gefallen; aber zugleich war sie froh, daß sie sich noch nicht auf eine öffentliche Verlobung eingelassen hatte. Es sagte ihr zu, lodte sie geradezu, bei dieser mütterlichen, lieben Frau leben zu wollen. Wie ein Hasen voller Sicherheit und Behaglichkeit erschien ihr dieses Haus; es mußte sich gut leben lassen in den sonnigen, großen Räumen mit den vielen Blumen und dem schönen Garten und inmitten so vieler altnobischer Bilder und Andenken.

Beim Abendessen genoß Frau Ulrich zum erstenmal das Vergnügen, in einer lautlosen, selbstverständlichen Art umhört zu werden. Eine andere Hand goß ihr das helle Bier ein, das sie regelmäßig trank, und zierliche, weiße Finger schälten ihr Obst zum Schlusse.

Es war neun Uhr geworden, als die Tafel aufgehoben wurde, und nun noch ein halbes Stündchen auf der Gartenterrasse folgen sollte.

Dort brannte bereits eine große, elektrische Stehlampe, die in einer Ecke der großen Terrasse über einem kleinen, gemüthlichen Plauderplatz leuchtete. Auf dem Kohrtischen stand Rauchzeug, und zu Ruths Ueberraschung ergriff Frau Ulrich eine Zigarette und bot auch ihr welche an.

„Sie rauchen natürlich,“ sagte sie mit gutmüthigem Spott. „Als ich jung war, galt das für furchtbar unpassend. Aber das ist lange her, und das Alter darf nicht zurückbleiben, sonst lacht die Jugend uns aus. Sie sehen, ich rauche ebenfalls. Ein oder zwei Zigaretten am Tage, nicht mehr. Und nun, da wir seit ein paar Stunden bekannt miteinander sind, können wir die Sache abmachen, nicht wahr? Ich lasse Sie nachher nach Ihrer Pension zurückfahren, der Wagen ist schon bestellt.“

„Wenn Sie es mit mir wagen wollen, Frau Ulrich? Ich darf ganz aufrichtig sagen, daß ich glücklich darüber wäre.“

Da streckte sich ihr die große, feste Hand entgegen, und die gute, warme Stimme sprach:

„Abgemacht, Fräulein Stockton. Sie kommen am Ersten zu mir als meine liebe Hausgenossin. Und wenn Sie nichts dagegen haben, werde ich Sie beim Vornamen nennen.“

„Hein!“ rief Ruth, unwillkürlich das Wort gebrauchend, das Therese bei jeder Gelegenheit antwortete.

Frau Ulrich lachte herzlich auf.

Und als sie eine Stunde später ihr Schlafgemach aufsuchte, da stand sie mit gefalteten Händen still vor dem Bilde ihres Karl, das hier in Lebensgröße hing.

„Siehst du, mein Karl,“ murmelte sie, „nun ist deine Alte nicht mehr allein! Nun hat ihr der liebe Gott doch noch das Kind geschickt, das sie sich ihr ganzes Leben lang gewünscht hat. Und du siehst herunter aus deinem Himmelsstübchen und bist zufrieden, nicht wahr, mein Karl?“

Es war ihr, als ob Karl Ulrich tatsächlich ein wenig mehr als sonst auf sie herunterlächelte. Aber vielleicht war das nur eine optische Täuschung.

(Fortsetzung folgt.)

Unter der blühenden Linde.

O Lindenduft! O Lindenbaum!
Ihr mahnt mich wie ein Kindheitstraum,
Wo ich euch immer finde.
Die Linden lieblich überaus;
Es stand ja meines Vaters Haus
Im Schatten einer Linde!

Obwohl viele Deutsche und namentlich sehr viele Großstädter sich nicht dessen rühmen können, daß ihr Vaterhaus im Schatten einer Linde gestanden habe, so hat doch der Dichter der hier wieder gegebenen Verse jedem Deutschen aus der Seele gesprochen. Die Linde ist dem Deutschen wie kaum ein anderer Baum aus Herz gewachsen. Zwar hat sie nicht auf die Bezeichnung „der deutsche Baum“ Anspruch; diese gebührt seit jeher der deutschen Eiche, dem Sinnbild deutscher Kraft, Festigkeit, Tüchtigkeit und Charakterstärke, aber die Eiche ist ein Waldbaum, und sie kommt nicht gut in der Nähe menschlicher Siedlungen fort. Dagegen liebt die Linde den Wald nicht sonderlich, ihr ist es am wohlsten in der Nähe menschlicher Niederlassungen, daher darf sie in keinem Dorfe, auf keinem Gutshofe fehlen, und daher ist sie auch unser beliebtester Alleebaum. In einer der berühmtesten Szenen von Goethes Faust, dem „Ostereiergang“, sehen wir, wie sich schon am ersten Osterfeiertage die Bauern des Dorfes unter der noch unbelaubten Dorflinde zu Gesang und Tanz vereinigen, und in dem Liede „Der Schäfer ruhte sich zum Tanz“, das dort die Bauern singen, heißt es:

Schon um die Linde war es voll,
Und alles tanzte schon wie toll ...
Und von der Linde scholl es weit,
Juchhe! Juchhe!
Juchheisa! Heisa! He!

Unsere heidnischen Vorfahren glaubten, daß die Linde als ein der Göttin Freya heiliger Baum gegen den Blitz gefeit sei, und sie suchten deshalb unter ihr Schutz beim Gewitter. Dies soll auch Karl den Großen bewogen haben, die Anpflanzung dieses Baumes in den Dörfern, auf den Marktplätzen und um die Kirchen herum anzuordnen. Die Linde in des Dorfes Mitte vereinigte aber nicht nur seit jeher die Dorfbewohner zu Spiel und Tanz unter ihrem schattigen Laubdach, sie war auch der altdeutschen Rechts- und Dingbaum. Namentlich in den von sächsischen Stämmen bewohnten Gebieten unseres Vaterlandes wurden unter der Linde die wichtigsten Beschlüsse der Gemeinde gefaßt. Auch die altdeutschen Gerichte tagten in ihrem Schatten, so besonders die Femgerichte. Von den beiden Dortmunder Femlinden singt Freiligrath:

Dies sind die Linden; — beide morich und alt!
Rechts die zerbarh; — sie klappt mit jäsem Spalt
Auf von der Wurzel bis zur Splitterhaube.
Weit aber greift sie mit den Nesten aus;
Fast wie die Schwester prangt sie grün und kraus
Und schmückt die Strin mit frühlingstrischem Laube.“

Die beiden auf einem Erdhügel zwischen den benachbarten Bahnhöfen der Bergisch-Märkischen und der Köln-Mindener Bahn stehenden uralten Linden sollten nach dem Plan zum Bahnhof des Köln-Mindener Bahn den Anlagen dieses Bahnhofes weichen. König Friedrich Wilhelm IV. aber rettete die beiden Linden durch die Zahlung der hohen Entschädigungssumme, die die Bahnverwaltung forderte; als bei der Eröffnung der Bahn der erste Dampfzug vorüberbrauste, stand der König zufrieden lachend unter dem schattigen Laubdach des alten Lindenwaares. Die deutsche Linde aber ist in allererster Reihe der Baum der Liebenden. Kein Baum reicht im entsehrtesten an die Bedeutung heran, die der Linde im deutschen Volks- und Liebeslied als dem Baum der Liebe und Treue zukommt. Eines der schönsten Liebeslieder Walther von der Vogelweide beginnt mit den Versen: „Unter der Linde auf der Heide, // Wo ich mit meiner Trauten saß.“ Ein ganz besonderes Loblied wird der deutschen Linde gesungen in der bekannten von Adam von Neitum und Clemens Brentano herausgegebenen alten Liebesammlung „Des Knaben Wunderhorn“, von der Heinrich Heine sagt: „In diesem Augenblicke liegt dieses Buch vor mir, und es ist mir, als röche ich den Duft der deutschen Linde. Die Linde spielt nämlich eine Hauptrolle in diesen Liedern, in ihrem Schatten lösen abermals die Liebenden, sie ist ihr Heiligtum, und vielleicht

das dem Grunde, weil das Lindenblatt die Form eines Menschenherzens hat." Dieser Gedanke hat dann auch seine in einem seiner Liebeslieder besonders behandelt; es heißt dort:

Steh das Lindenblatt, Du wirft es
Wie ein Herz gestaltet haben,
Daran sitzen die Verliebten
Nach ein liebsten unter Linden."

Es ist freilich eher anzunehmen, daß nicht die Form des Lindenblattes, sondern der süße Duft der herrlichen Lindenblüte diesen Baum so viele Freunde erworben hat. Die Lindenblüte hat es vielen angetan, so auch dem Dichter eines der heute am meisten gesungenen Volkslieder, Adolph Bammach, der seinem schönen Liede von der Lindenvirtin fürwahr keinen besseren Schluß geben konnte als den Vers: „Unter der blühenden Linde."

Kinderleben in Palästina.

Das Kinderleben des Orients ist am „europäischsten" in Palästina, wo westliche Einwirkungen noch verhältnismäßig wenig Zutritt fanden und zum großen Teile auch noch kein behördlich geregelter Schulwesen besteht. Die arabische Bevölkerung macht zwischen Knaben und Mädchen einen großen Unterschied, die ersteren werden mit lauter Freude begrüßt, während die Geburt mehrerer Mädchen in einer Familie nicht gerade als großer Glücksfall gilt. Wenn eine Familie Zuwachs erwartet, so erzählt J. Cassirer in der jordanischen Welt, versammeln sich Musikanten erwartungsvoll vor der Haustüre. Wenn endlich eine Stimme verkündet: „Ein Sohn ist uns geboren!“, so erwidern die Musikanten im Chor: „Es sei der Wille von Allah, daß er Euch erhalten bleibe!“, worauf sie zum Lärm ihrer Instrumente einen Willkommenruf für den neugeborenen Jungen und die großen Taten prophezeien, die er vollbringen werde. Die Geburt einer Tochter aber wird mit Kopfschütteln und den traurig gesprochenen Worten angezeigt: „Allahs Wille geschehe!“, und die Musiker entfernen sich geräuschlos, da kein Anlaß zu einer Freie gegeben ist. Trotzdem wird dem kleinen Mädchen nicht etwa die Liebe seiner Eltern vorenthalten, was schon die für sie gewählten lieblichen Namen beweisen. So nennt man sie Laticsch (die Humatige), Jarisch (die Süßliche) usw.; auch Nomen wie Stern, Morgenröthe, Lilie, Perle und Diamant sind beliebt. Für das zweit- oder drittgeborene Mädchen gilt es allerdings meist keine Rosenamen mehr, sondern man ruft sie Kafah oder Tammam, was „genug" bedeutet. Die neugeborenen Kinder werden zunächst mit Salz eingerieben, hierauf hängt man ihnen zur Verhinderung böser Geister eine blaue Beule um den Hals. Dann werden sie fest in Windeln und Kisseln gebunden, und dieses Paket wird von der Mutter während der Arbeit oft ganz einfach an einen Baumzweig gehängt. Wenn die Kinder bereits kräftig genug sind und sich aufrichten können, werden die Knaben von den Müttern einlings auf den Schultern getragen. Unter den Arabern ist der Glaube verbreitet, daß dieser Reiz die spätere Kunstfertigkeit der jungen Leute im Reiten bewirke. Die Kleidung der Kinder ist in Palästina sehr verschiedenartig. Oft gehen schon die ganz kleinen Mädchen genau so gekleidet wie die Mutter, stolz angetan mit einem blauen baumwollenen Rock mit bunten Stickereien, einem langen weißen Schleier, der zurückgeworfen wird, und einem Kopftuch aus türkenischen Mützen. Bei den mohamedanisch strenggläubigen Familien ist der manchmal auch schwarze Schleier sehr beliebt und den kleinen Mädchen sorgsam vor das Gesicht gezogen. Manche Eingeborene suchen auch Vornehmheit an den Tag zu legen, indem sie die Kinder nach europäischem Muster kleiden, andere wieder schmücken sie mit den Trachten besonderer Stämme, bei Knaben sind auch Miniaturuniformen türkscher Offiziere beliebt. Als besondere Merkwürdigkeit sei erwähnt, daß kleine Jungen, die von ihren Eltern bei der Geburt der Kirche geweiht wurden, mit der braunen Kutte der Franziskaner und einem großen Strid um den Leib herumlaufen. Bei den Spielen ahmen die Kinder mit Vorliebe die Erwachsenen nach, wobei sie mit tonischer Genauigkeit z. B. das Zeremoniell eines Paschas einhalten. So kann man etwa dem folgenden Gespräch zweier schmutziger kleiner Straßenspieler lauschen: „So ruhet doch, ich bitte Euch!“, „Nein, wer Euch sieht, ist ausgerast!“ „Belustigend ist auch, daß bei dem „Gericht-Spielen" die Bestechungen nicht vergessen werden, wobei Melonenkörner das Geld zu versymbolisieren haben. Natürlich gibt es auch wilde Knabenspiele wie z. B. Ueberfälle von Wästenbeduinen, während bei den mohamedanischen Mädchen das „Braut-Spielen" am häufigsten ist. In Ermangelung des Schulzanges sind die Kinder auf dem Lande meist unbeaufsichtigt, gelegentlich lernen sie in kleinen Schulen Koranverse, arme Kinder arbeiten von früher Jugend an in den Bazaren. In den Städten aber, ganz besonders in Jerusalem, werden Geographie, Sprache und Naturbeschreibung gelehrt. Die Einführung neuer Lehrfächer seitig oft sonderbare Ergebnisse. Als einmal in Damaskus die Leiterin einer Missionschule den Turmanterricht eingeführt hatte, ließ plötzlich die eifrige Schülerin aus, und auf Befragen erklärte die Mutter unter Tränen, daß die kleine Jarisch niemals wieder die Schule besuchen dürfe, da sie dort ein böser Geist gewacht habe, der sie fortwährend Neme und Beine bewegen und seltsame Worte flüstern lasse. Die kleine „Besessene" machte nämlich zu Hause diese Reden, wobei sie „eins, zwei, drei, vier" zählte.

Der Krieg ist auch auf die Jagdpsychologie in Palästina nicht ohne Wirkung geblieben, die Lust zum Jagen und die Ausbreitung des Schußweierens machen sich immer deutlicher fühlbar.

Vermischtes.

* Das Beerenopfer. Die Beerenlese hat begonnen. In Scharen ziehen die Kinder und älteren Frauen in den waldbereichen Gegenden in die Wälder, um dort die reifen Waldbeeren zu pflücken. In der Kriegszeit stehen natürlich auch die Waldbeeren hoch im Preise, und das Sammeln dieser Früchte gestaltet sich immerhin jetzt zu einem etwas einträglicheren Geschäft als im Frieden, wenn auch keine großen Reichthümer dabei zu verkleuen sind. Für die durchweg arme Bevölkerung der deutschen Waldgegenden stellt die Zeit der Beerenlese die Erntezeit dar. In vielen Erntebäuchen hat sich noch aus heidnischer Zeit das Erntepfer bis in unsere Zeit erhalten, wie dies besonders der noch weit verbreitete Brauch der letzten Garbe zeigt, die auf dem Felde als für die Vögel des Himmels zurückgelassen wird. Auch bei der Beerenlese oder vorher war früher das Beerenopfer allgemein üblich, und Spuren davon finden sich noch heute vor. In Venetien bei Oberfeld zerbrachen die zum Beerenpflücken gehenden Kinder die drei ersten und schönsten Beeren an einer alten Eiche, dem „schwarzen Peter", vermutlich einem einstigen Baum des Donar, an dessen Stelle oft Sankt Peter getreten ist. In Döbenthauser (Kreis Frankenberg) stecken die Kinder früher auf dem Rasthauswege vom Beeren sammeln einige der besten Beeren an einem Dornenstrauch und werfen unter einem Dankesrudd einen Stein in den Busch. Im Bergischen besungen sie ebenfalls auf dem Heimwege das einst dem Donar heilige Glöckchen. Im badischen Triebberg singen die Kinder, wenn sie aus „de Heiber" kommen:

„Solle, holle Köhre,
M'r lumme us de Beere,
's Beerenaidil' ich z' is lumme,
Der is alle Heiber g'umme,
's Kiewil' die Kinnbaden voll, — 's Körbli leer,
Wemmer mi de' haimo wer!"

Es kommt oft genug vor, daß die Kinder beim Beeren sammeln mehr naschen, als der Füllung ihrer Körben zuträglich ist; dann ist natürlich die Ernte nicht mehr einträglich gewesen, die Kinder aber tragen in dem vorliegenden Falle keine Schuld, sondern vielmehr das „Beerenaidil", das ihnen die Beeren ins „Kiewil'" geklopft hat. So bleibt ihnen wenigstens der Trost, daß die Beeren nicht ganz verlorengegangen sind. Auch beim Pilzsammeln hat sich ein ähnliches Opfer wie das Beerenopfer erhalten. So legen in Deutsch-Böhmen die Frauen, wenn sie im Walde Pilze sammeln, die ersten drei gefundenen Pilze in einen hohlen Baum und beten drei Vater unser, dann sehen sie alle Pilze im Walde. Besonders bemerkenswert ist auch hier beim Pilzopfer die Dreizahl; auch beim Beerenopfer werden gewöhnlich drei Beeren als Opfer dargebracht. Die Drei war bekanntlich auch schon im germanischen Altertum eine heilige Zahl.

* Das Huhn in der Sommerfrische. Trotzdem die Erfahrungen dreier Kriegsjahre hundertertei neue Wege der Sparsamkeit in der Landwirtschaft gelehrt haben, gibt es noch immer Möglichkeiten, die bisher nicht genügend beachtet wurden und darum alle Aufmerksamkeit der beteiligten Kreise verdienen. Einen ebenso einfachen wie einleuchtenden Vorschlag zur Erleichterung der Geflügelhaltung und Verbilligung der Eierproduktion macht jetzt Margarete Preuß in der Deutschen Landwirtschaftlichen Presse, indem sie rät, die Geflügelhaltung während der warmen Jahreszeit soviel wie möglich nach dem Walde zu verlegen. Da das Körnerfuttermittel vor allem für Menschen und in seinen Restbeständen für das Großvieh verwertet werden muß, das Weidfutter andererseits auch nicht gerade im Ueberfluß vorhanden ist, ist die Hühnerhaltung selbst dort ersperrt, wo man das Geflügel sich in Höfen und auf Wiesen einen großen Teil seiner Nahrung selbst finden läßt. Denn diese sog. „Wäldläufe" sind auch nicht unerheblich an Käsem, Wärmern usw., und durch das tägliche Wäldern werden sie schließlich „hühnermüde", d. h. unergiebig. Im Frieden half man sich damit, daß man nach der Ernte das Geflügel in Hühnerwagen auf die Stoppelfelder fuhr, heute ist dies aber nur in Ausnahmefällen möglich, weil der Boden infolge größerer Zuanprünahme meist gleich nach der Ernte umgewendet wird. Und doch gibt es eine im gewissen Sinne ideale Sommerfrische für die Hühner, nämlich den Wald. Die Idee der Waldhühnerhaltung wurde bereits manchmal erörtert, bisher aber merkwürdigerweise noch nie in größerem Maßstabe verwirklicht. Dabei handelt es sich keineswegs darum, im Walde regelrechte Geflügelhöfe anzulegen, sondern es gälte nur, das Geflügel in den bereits erwähnten Hühnerwagen in den Wald hinauszufahren. Um die Tiere an diese Veränderung ihrer äußeren Lebensbedingungen zu gewöhnen, empfiehlt es sich, sie vorher bereits im Geflügelhof in völliger in den Hühnerwagen nächtigen zu lassen. Dann läßt man sie in Wagen die Wälder nach der Waldsonnmerfrische antreten und das erste Mal am besten bei einbrechender Dunkelheit herauszuführen, weil sie sich dann nicht weit fortwagen und dadurch gleich an ihren Standort gewöhnen. Durch derartige Ausübung des Waldgeländes, das in

Büchertisch.

seinen humusreichen Boden eine Unmenge von Käfern, Wälmern, Schmeißern, Larven usw. birgt, wäre zweifellos eine bedeutende Futtermittelersparnis zu erzielen. Auch in dieser Sommerfrüchte müßten die Pflücker, da Fleisch- und Pflanzennahrung allein ihnen nicht genügt, einmal täglich gefüttert werden, aber der völlige Fortfall der zweiten Fütterung würde in dieser Zeit der Knappheit eine außerordentliche Erleichterung darstellen. Schließlich sei bemerkt, daß es sich bei der ganzen Angelegenheit nicht um eine dauernde Sommerfütterung, sondern sozusagen um eine ruckweise Sommerfütterung handelt, die zur Ausnützung des Waldgeländes die Wagen immer nach einigen Wochen ein Stück weiter gebracht werden sollen. Auch im Frieden würde diese Art von Waldgeflügelhaltung sich insofern bewähren, als sie ohne Hinderung der Landwirtschaft eine Vermehrung unserer Geflügelzucht gestatten würde.

* Der starke Mann. Am Hofe des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg in der Mitte des 16. Jahrhunderts lebte ein Mann, Joachim von Schapelow, der alle andern am Hofe um mehr als Kopfsgröße überragte und allen an Stärke überlegen war. Einst hätte er beinahe einen besiegten Gegner aus dem Fenster geworfen, wenn der Kurfürst es nicht verhindert hätte. Dieser erlaubte ihm einst, so viel Wein aus seinem Keller zu nehmen, als er mit einem Mal herausstragen könnte. Schapelow nahm ein volles Faß unter den rechten, eins unter den linken Arm und saßte mit den vier Fingern einer jeden Hand eins beim Spundloche, so daß er im ganzen vier Faßer davontrug. Der Kurfürst rief ihm nach: „Schapelow, Schapelow! Diesmal mag's geschehen, wir werden Dich aber wohl nicht sobald wieder in unseren Weinkeller schicken!“

* Ueber Englische Tanks im deutschen Vernichtungskrieg lesen wir im neuesten Heft der beliebten Familienzeitung „Das Buch für Alle“ (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart) die Engländer hatten im vergangenen Jahre mit den Panzerkraftwagen keine guten Erfahrungen gemacht, dennoch erschienen die Ungetümme in der Offensive dieses Frühjahres zahlreicher als in der Sommerblut 1916. In Steuerung und Befähigung wiesen sie einige Veränderungen auf, ihre Geschwindigkeit aber war nicht besser geworden, und die neuen Tanks fanden das gleiche Schicksal wie ihre Vorgänger. Die Tanks wurden bei Angriffen den Sturmtruppen vorausgeschickt. Am Morgen des 16. April rückten sie in dichten Schwärmen gegen die Aisnefront vor, Gruppen von acht Wagen wälzten sich heran, entwickelten sich und eröffneten ein heftiges Feuer aus ihren Maschinengewehren und Revolverkanonen. Die deutsche Feldartillerie empfieng sie mit einem Hagel von Geschossen. Die Artilleristen spannten die Pferde vor die Geschütze und fuhren aus ihren Stellungen heraus über das kahle Feld den Panzerumgetümmen, die mit der Geschwindigkeit eines langsam gehenden Mannes, drei bis fünf Kilometer in der Stunde, herankrochen, entgegen. Aus geringen Entfernungen, stellenweise nur 150 Meter und noch weniger, erfolgte die Beschichtung; die Artillerie, die meist nur nach der Feuerleitung eines Beobachters auf einen unsichtbaren Feind schrie, hatte wieder einmal ein sichtbares Ziel. Sie bewies eine erstaunliche Treffsicherheit. Die Wirkung auf die Tanks war furchtbar. Unter ungeheurem Krachen und Knallen explodierte das Benzin und die Munition der getroffenen Tanks, sie barsten auseinander und verwandelten sich in eine einzige Masse von Feuer und Blut. Bis ein Haufe durcheinandergewühlter, verbogener und zerprengter Eisenstücke übrigblieb. Grauenvoll ward das Schicksal der in den Tanks eingeschossenen Besatzung von einem Offizier und fünf bis sechs Mann; sie wurden zur Unkenntlichkeit zerrissen, zermalmt, verbrannt. Und für die nachfolgenden Sturmtruppen bildeten die zusammengeschossenen Tanks nur ein Hindernis und eine Gefahr. Am 16. April lagen auf dem schmalen Abschnitt zwischen Mante und Aisne, auf einer Strecke von knapp zwei Kilometer Breite, allein zweiunddreißig in Brand geschossene, meist völlig zerschmetterte Tanks. Die Infanterie aber beachtete, als sie die Wirkung der Beschichtung sah, die Ungetümme gar nicht mehr, sie stürmte beim Gegenstoß auch an den noch nicht erlegten einfach vorüber. Ueber die Gewalt der toten Maschine, die erschütterungslos alles zermalmen sollte, was ihr in den Weg kam, siegte der lebendige Geist, die Entschlossenheit und Tapferkeit des deutschen Soldaten.

* Wie gut sie es haben. . . . Am den Parisern zu zeigen, wie „flanzend“ ihre jetzigen Lebensbedingungen im Vergleich zu denen ihrer Eltern im Jahre 1870 sind, veröffentlichten die „Annales“ folgenden Brief aus der Belagerungszeit: „Nachdem man die Pferde von den öffentlichen Wagen verweist hat, hat man damit begonnen, auch den Jardin des Plantes zu plündern. Man verkaufte die beiden Elefanten für 27 000 Francs. Die „Einrichtung“, zu der der Wärter schweren Herzens schreiten mußte, bereitete einige Schwierigkeiten, indem die friedfertigen Tiere, die gerade in ahnungslosigen Schlummer lagen, von dem Geräusch der auf sie abgefeuerten Geschosse kaum aufwachten. Wie trüb man es nur jetzt versuchen? Die Bären sind bereits verzehrt, Löwen sind nicht zu haben. Büffel und Kamele werden für die Kranken reserviert, und die Gänse und das übrige Geflügel des Gartens für die Mitglieder der Regierung „der Nationalen Verteidigung“.“

— Ein Heimatbuch ganz besonderer Art geht uns soeben zu. Der durch seine Arbeiten auf dem Gebiet der Volkskunde bereits bestens bekannte Herausgeber Otto Stärckath hat mit seiner Sommerausgabe „Heimatbuch“ ein Buch geschaffen, wie es sich nach Anlage und Inhalt kaum schöner für unsere felsgrauen Landschaft an der Front und in den Lazaretten denken läßt. Etwa 36 herrliche Künstler und ebensoviele Dichter haben sich zu einer Ehrengabe vereinigt, die in vielen Tausenden von Exemplaren hinausgehen soll. Es trifft sich gut, daß die Ausgabe dieser herrlichen Künstlergabe gerade nach der herrlichen Buchwoche erfolgt, so daß es noch jedermann möglich ist, das Heimatbuch unserer Truppen als Belehrt zu senden, denn nichts dürfte geeigneter sein. Der Elvert'sche Verlag in Marburg, dem wir so manche schöne Heimatgabe für unsere Felsgrauen verdanken (wir erinnern nur an die Bese-Späh, die Hessische Festsche, an den Hessischen Kalender, an Bilmars Historienbücher u. dgl.), hat es verstanden, auch diesem Buch ein äußerlich vornehmes Gewand zu geben und vor allen Dingen diese Gabe jedermann zu einem erstaunlich niedrigen Preis zugänglich zu machen. Im Buchhandel kostet das 96 Seiten starke Heft 1,20 Mk. Eine Sonder-Geschenk-Ausgabe auf bestem Kunstbrüchpapier und in eigenartigem Einband ist in einer kleinen Auflage zum Preis von 3 Mk. für Bücherliebhaber hergestellt. Beide Ausgaben sind, wie uns der Verlag mitteilt, in erster Auflage nahezu vergriffen. Die zweite Auflage befindet sich bereits in Vorbereitung. Wenn wir unser Gesamturteil dahin zusammenfassen, daß wir uns kaum eine feineren, reichhaltigeren und billigeren Heimatgabe denken können, so bedeutet dies zugleich warmste Empfehlung und den Wunsch, daß dies Heft von Privaten, Schulen, Vereinen und Behörden in dessen angekauft und unseren tapferen Landesleuten als Gruß gesandt werden möge.

— Horst Bodemer, O du mein heiß' Verlangen. Roman. (Oldenburgs neue 3,50 Mk. Romane.) (Oldenburg & Co. Verlag, Leipzig.) Gebietet 3,50 Mk., gebunden 5 Mk. — Von aufrechten ostpreussischen Menschen erzählt uns Horst Bodemer in diesem Buche. „Der lange Jung“ mit seinem weichen Herzen, der dicke Ludolf Werben in seiner echt ostpreussischen „Dreibaßigkeit“, die schöne Anna Riegenberg und die kluge Ruth Denning sind vier Gestalten, die mit starker Hand aus dem Leben gegriffen sind. Und Schwereklittern geht durch dieses Buch! Ostpreussische Manier reiten an uns vorüber, die Kugeln hören wir pfeifen beim großen Aufstand in Südwest! Und Mannesmut und Frauentreue ranken sich durch den Roman, der uns Ostpreußen und seine Bewohner kurz vor dem Kriege zeigt, dies Ostpreußen, das uns allen aus Herz gewachsen ist.

— Robert Fuchs-Vielka, Simeon Habbarth's Entfugungen. Roman. (Oldenburgs neue 3,50 Mk. Romane.) (Oldenburg & Co. Verlag, Leipzig.) Gebietet 3,50 Mk., gebunden 5 Mk. — In „Simeon Habbarth's Entfugungen“ steht ein gütiger Mensch inmitten des an ihm aufstrebenden Stromes, niedriger Gestalte, weicht sich gegen die Macht des Anfalls und muß dennoch seine reinen Lebensfreuden fortgeschwemmt sehen. Die Kraft zum Entfugungslernen lernt er als den Gipfel menschlicher Einsicht werten. Und so gewinnt er das zwar einsame, aber feste Ufer seines Daseins. Diese Geschichte veranschaulicht Liebe und stummen Leides ist erzählt in verhaltener und vornehmer Kunst; doch gerade deshalb ergreift sie um so tiefer.

— Um Deutschlands Zukunft herausgegeben vom Bund deutscher Gelehrter und Künstler. Heft 2: „Weg zur politischen Reife“. Von Fürst Bilow. (Berlin 1917, Verlag von Reimar Hobbing. Preis broschiert 40 Pf.) Der Inhalt ist dem bekannten Buche Bilows „Deutsche Politik“ entnommen.

Bilderrätsel.



Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Zifferblattträfels in voriger Nummer:

I II III IV V VI VII VIII IX X XI XII

R I G A B E L T A N G E

Riga, Gabel, Abel, Belt, Tang, Ager, Ger.